

Meilenstein“, wie das New-York des Krüppels Porgy, der auf seinem Ziegenkarren auszog, um seine Bess hinter dem Meilenstein zu finden – in einem unerreichbaren New-York –.

Utrillo glaubte nicht an die Macht. Kraft hatte er wenig. Aber in ihm lebte ein Traum, der seltsame Traum von einem weißen Haus mitten in unserer dunklen Welt. Herbert Schade SJ

### Das Familienprinzip<sup>1</sup>

Das kenntnisreiche, gründlich gearbeitete Buch wird die familienpolitische Diskussion nach vielen Seiten befruchten. Seine Stärke liegt im sozialphilosophischen Teil. Hier wird man dem Verfasser vertrauensvoll folgen dürfen. Nur seine Sprache ist zu bemängeln; sie erschwert das Verständnis außerordentlich. Die Diktion des Verfassers krankt in außergewöhnlichem Grade an „Substantivitis“; sein Abscheu vor „verbaler Diktion“ geht so weit, daß er nicht einmal sein „Familienprinzip“ in einem Satz formuliert! Der Leser wünscht doch mit Recht zu erfahren, wie denn dieses als „Strukturelement der modernen Wirtschaftsgesellschaft“ bezeichnete Prinzip lautet, aber er erfährt es nicht. Eine erste Andeutung findet sich auf Seite 92; dort werden einander gegenübergestellt: das in der modernen Wirtschaftsgesellschaft praktizierte extreme „Individualprinzip mit der Strukturbeziehung: Gesellschaft-Individuum (und dem privaten ‚Risiko Familie‘)“ und das „Familienprinzip mit der Beziehung: Gesellschaft-Familie-Individuum“, worauf allein eine gesunde Gesellschaftsordnung sich aufbauen könne. Hieraus kann man schließen, zu einer gesunden Gesellschaftsordnung gehöre es, daß die Gesellschaft sich nicht un-

mittelbar auf den Individuen aufbaue, sondern – soweit diese in Familien leben – auf den Familien; namentlich die moderne Wirtschaftsgesellschaft bedürfe der Familie als Mittelglied zwischen sich und dem einzelnen. An späterer Stelle heißt es sodann, mit dem „Begriff des Familienprinzips“ solle der „Tatbestand... zum Ausdruck gebracht werden“, daß „die Familie... institutionell in jeder Gesellschaftsordnung berücksichtigt werden muß“ (120 B 1). Drei Seiten weiter wird das Familienprinzip bezeichnet als „grundätzliche Aussage über die notwendige Berücksichtigung der Familie in jeder Gesellschaftsordnung, und gerade in der modernen Wirtschaftsgesellschaft“; dieses Prinzip sei eine „Seinsaussage über die wesensnotwendige Stellung der Familie in jeder gesellschaftlichen Ordnung“ und habe „ein Sollen zur Folge, das sich in einer entsprechenden sozialen Ordnungspolitik manifestiert“ (123). In schlachtem Deutsch könnte man das etwa so sagen: keine Gesellschaft kann die Familie entbehren; unsere heutige Gesellschaft aber tut so, als ob sie sie entbehren könnte. Von der Wirtschaft her ist unsere Gesellschaft einseitig organisiert als Leistungsaustausch zwischen Einzelpersonen. Eine solche Gesellschaft zehrt die Familien aus; sie lebt von den unersetzlichen Leistungen der Familie, vergilt sie ihnen aber nicht. – Das aus dem Familienprinzip folgende „Sollen“ besagt dann: die Gesellschaft soll die Leistung der Familien „honorieren“, m. a. W. gerecht entgelten. Eingehende Ausführungen des Verfassers befassen sich dann auch mit der Frage, wie die Leistung der Familie für die Gesellschaft zu bewerten, wie der Entgelt zu bemessen, auf welchen Wegen und in welcher Form er ihr zuzuführen sei.

Den in den wirtschaftlichen Bereich hinübergreifenden Überlegungen, die der Verf. hierzu anstellt, kann ich nur sehr eingeschränkt zustimmen. Als argumentum ad hominem könnte ich vieles, was er ausführt, wohl gelten lassen. Gegenüber Leuten, die über das Denken

<sup>1</sup> Wilhelm Dreier, Das Familienprinzip, ein Strukturelement der modernen Wirtschaftsgesellschaft. Familienlastenausgleich, die sozialpolitische Großaufgabe des 20. Jahrhunderts. Schriften des Instituts für christl. Sozialwissenschaften der Universität Münster, hrsg. von J. Höffner, Bd. 8. (220 S.) Münster 1960, Aschendorff. Ln. DM 16,80.

in Leistung und Gegenleistung nicht hinauskönnen, mag man sich auf die Leistungen der Familie berufen, um eine Gegenleistung zu reklamieren. Aber — so sehr auch der Verfasser diesen Einwand zu entkräften sucht — solches Denken ist „Ökonomismus“. Meiner Überzeugung nach werden wir, solange wir diese Art des Denkens mitmachen, keinen Fuß auf den Boden bekommen. Wir müssen da radikal umschalten. Der Mensch hat Anspruch auf Unterhaltsmittel letzten Endes nicht, weil er etwas leistet, geleistet hat oder noch leisten wird, sondern weil er sie nötig hat: nicht die Leistung, sondern das *Bedürfnis* (daß Gott ihn als bedürfendes Wesen erschaffen hat) ist der Rechtsgrund, auf den der Anspruch auf Unterhaltsmittel letzten Endes sich stützt. Weil dem so ist, darum ist eine Einkommensverteilung nach der Leistung, so gut und gerecht und selbst geboten sie in bestimmten Grenzen oder Bereichen auch sein mag, für den gesamt menschlichen Bereich schlechterdings unannehmbar. Beruht die primäre Einkommensverteilung so gut wie ganz auf Leistungen (Machteinsatz hier als „Leistung“ gerechnet!), so ist eine sekundäre Einkommensverteilung unentbehrlich, um den Menschen das Leben möglich zu machen. Die *Kinder* gehen bei der primären Einkommensverteilung leer aus; für sie trägt im Regelfall die Familie die Unterhaltslast. Soweit die Familie dadurch *außer Verhältnis* zu ihrem Leistungseinkommen belastet wird, *bedarf* sie einer Einkommenskorrektur. Ist das als Grundsatz anerkannt, dann können die Überlegungen einsetzen, in welchem Ausmaß diese Korrektur geboten ist und auf welchen Wegen sie durchgeführt werden kann und soll.

— Um das Ausmaß zu bestimmen, habe ich auf den von *A. Jessen* formulierten Satz zurückgegriffen: „Die Kinderlosen bauen ihr Dasein auf den Kindern anderer auf“, den der Verfasser zu Unrecht mir zuschreibt; ich habe höchstens das Verdienst, diesen Satz populär gemacht zu haben. Was die Versorgung im Alter angeht, fruktifizieren die Kin-

derlosen in rechnerisch nachweisbarem Ausmaß die ökonomische Leistung der anderen, die Kinder aufgezogen und dafür Kosten aufgewendet haben. Hier ist daher in der Tat Raum für einen rechenbaren ökonomischen Ausgleich; dieser Ausgleich tut nichts anderes, als eine *Lastenverschiebung* zurückkorrigieren. Im übrigen aber möchte ich vor „Leistungsaufrechnung“ (passim) warnen. Da werden inkommensurable Größen verrechnet; um die Verrechnung überhaupt logisch möglich zu machen, werden ideelle (nichtökonomische) Leistungen *ökonomisiert*.

Wenn es unumstößlich richtig ist, daß wir immer nur vom laufend erstellten Sozialprodukt leben, dann ist die vom Verfasser befürwortete „Vorwegnahme künftiger Produktivitätssteigerungen (soll heißen: Steigerungen der Produktion) zugunsten der Mehrkinderfamilie“ (151/152) *unvollziehbar*. Was die Mehrkinderfamilien vom jeweiligen Sozialprodukt mehr erhalten, das erhalten andere *weniger*. Natürlich könnte man so vorangehen, daß man bei wachsendem Sozialprodukt den *Zuwachs* so lange den Mehrkinderfamilien vorbehält, bis diese einen hinreichenden Vorsprung gegenüber den (Zwei-, Ein- und Kein-Kind-Familien und alleinstehenden Erwerbspersonen) gewonnen haben. Daran aber, diesen anderen einen Verzicht aufzuerlegen, kommen wir in keinem Fall vorbei; meiner Meinung nach sollte man diesen Verzicht auch nicht verschleiern, sondern ganz offen das *Opfer* fordern. Als Christen sollten wir dazu den Mut haben.

Auch den übrigen Volkswirtschaftlichen Überlegungen des Verfassers wie auch den von ihm vorgeschlagenen technischen Modalitäten kann ich in der Hauptsache nicht zustimmen. Diese Meinungsverschiedenheiten auszutragen ist aber hier nicht der rechte Ort. Aber auch noch so viele Einwendungen ändern nichts daran, daß der Verfasser eine höchst achtenswerte Arbeit vorgelegt hat, die ihren Platz im familienpolitischen Schrifttum behaupten wird.

Oswald von Nell-Breuning SJ